

HANS SALER

Gratwanderungen meines Lebens



കുഴപ്പമില്ലാതെ സമാധാനമായി കഴിയാൻ കഴിയുന്ന
കഴിഞ്ഞുകഴിഞ്ഞുപോയവർക്കായി മാത്രം
പാർട്ടിയിൽ ഇരിക്കാൻ കഴിയുന്നവർക്കായി

Hans Sailer

Gratwanderungen meines Lebens



nymphenburger

Besuchen Sie uns im Internet unter
www.nymphenburger-verlag.de

© für die Originalausgabe: 2010 nymphenburger in der
F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München

© für das eBook: 2012 LangenMüller in der
F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: www.atelier-sanna.com, München

Schutzumschlagmotive: oben Archiv Saler,
unten Rainer Binder Images, München

Lektorat: Regina Carstensen

Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München

eBook-Produktion: [GGP Media GmbH](#), Pößneck

ISBN 978-3-485-06066-0

Inhalt

Prolog

Auf der Suche nach der Palmblattbibliothek

- 1 Tod an der Wand - eine Herausforderung für das Leben
- 2 Rebellentum am Predigtstuhl
- 3 Ein Berg namens Fleischbank
- 4 Der Sturz
- 5 Selbstvorwürfe im Krankenhaus
- 6 Zurück ins Leben - mit oder ohne Schuld?
- 7 Ganz dem Horizont folgen
- 8 Neue Träume und ein neuer Kletterpartner
- 9 Eigernordwand - nichts wie weiter
- 10 Schicksalsberg Nanga Parbat
- 11 Vereinbarungen vor dem Gipfel
- 12 Das Leid des Bruders, das Leid der Freunde
- 13 Expedition in die Seele
- 14 Der Weise von Tiruchirapalli

15 Erkenntnissuche im Elefantencamp

16 Das Neumondfest

17 Wenn ein toter Freund nicht zur Ruhe kommen darf

Anmerkungen

Gewidmet meiner Mutter.

Ihr möchte ich danken für all die Freiheit, die sie mir von jungen Jahren an zukommen ließ. Ihr Glaube an mich gab mir bei allen Herausforderungen stets die Kraft, zum Leben Ja zu sagen.

Sie ist heute neunzig Jahre und lebt in einem Altenheim. Ihr Geist, der früher wie ein Vögelchen von Ast zu Ast sprang, kündigt ihr zunehmend den Gehorsam auf. Es ist wohl für jeden Menschen schwer, an sich festzustellen, wie das Gedächtnis eine Erinnerung nach der anderen aufgibt. Ich weiß, den Inhalt dieses Buches wird sie nicht mehr ganz erfassen, doch sie wird es stolz in Händen halten – denn ihr Vertrauen in mich ist grenzenlos.

Prolog

Auf der Suche nach der Palmbblattbibliothek

*Aus der Sehnsucht wird Ernüchterung und damit Erkenntnis.
Aus dieser Erkenntnis baut sich wieder Sehnsucht auf, weil
es sich ohne sie nicht leben lässt.
So werde ich immer zwischen Sehnsucht und Erkenntnis
wandeln, um in meinem Lebenshunger nie satt zu werden.*

Etwas Unbestimmtes drängte mich, noch einen Tag zu bleiben, und so nahm ich mein unruhiges Umherstreifen in Tiruchirapalli, in dieser lärmenden und stinkenden südindischen Stadt, wieder auf. Ziellos ging ich durch die engsten, fremdartigsten und krümmsten Gässchen, die ich je betreten hatte. Heilige Ratten mussten einst diese Wege vorgezeichnet haben, und später wurden die Häuser entlang dieser irrläufigen Pfade gebaut. Hoch bepackte Rikschas mit überdimensionierten Messinghupen zwängten ihre dicken Bäuche durch die Gebäudereihen. Überall begleitete einen das Quäken dieser Hupen – dieser blecherne Ton, der mehr an den ängstlichen Ruf verlassener Entenkinder erinnerte, als dass er eine Warnung gewesen wäre. Woher nur diese Unruhe in mir?, fragte ich mich immer wieder. Dann stieg plötzlich aus der Vergangenheit die Erinnerung an ein Gespräch auf, das ich erst vor Kurzem mit einem englischen Anthropologen in Pakistan geführt hatte. Er erzählte von

geheimen Palmblätterbibliotheken in Indien, in denen das Leben mancher Menschen schon bis vor über tausend Jahren aufgezeichnet wurde. Wie konnte ein Anthropologe, ein Wissenschaftler, ernsthaft so etwas behaupten? Wer konnte wissen, wer in tausend Jahren zur Welt kommen würde? Wie war es möglich, dann auch noch dessen Lebensweg auf Palmblätter aufzuzeichnen? Und wenn dies alles tatsächlich stimmte, wofür sollte das gut sein?

Erst langsam wurde mir in diesem ziellosen Herumirren klar, dass ich mehr darüber erfahren wollte. Es ist wohl so, dass sich an jedes Erfahrenwollen ein kaum bewusstes Gefühl bindet und dieses auf einmal ein entschiedenes Wollen auslösen kann. So war das jetzt bei mir: Existierten diese Palmblätterbibliotheken wirklich, und wenn ja, wo konnte ich sie finden? Ließen sie sich hinter dem Horizont entdecken, zu dem ich schon als Junge aufgebrochen war – mit jedem Gipfel, den ich erstieg, war ich immer erfüllt von der Sehnsucht, dort das Denkbare, Erahnbare, das Ersehnte fassen zu können oder zumindest der erhofften Wahrheit näher zu kommen. Zumindest hatte dieser Horizont, der weiter unerreichbar schien, aber, seit ich auf Reisen ging, an Nähe gewonnen. Auch dadurch, dass ich mich aus den Zwängen einer konstruierten, reglementierten Sinnvorgabe, wie sie mir von Eltern, Lehrern und der Umwelt eingetrichtert worden waren, befreit hatte.

Keine halbe Stunde später. Auf der Treppenstufe eines Hofeingangs saß ein ergrauter Mann mit schmaler Brust und dünnen Beinen. Er las in einem Buch und mahlte dabei mit den Zähnen auf einer Betelnuss, die seine Lippen rot färbte. Auf der Nase trug er eine altmodische, kreisrunde Nickelbrille mit schräg hängenden Gläsern, die von dünnen metallenen Bügeln gehalten wurden, deren Enden sich fast ganz ums Ohr schlossen. Ich fragte ihn in etwas umständlicher Weise, ob er schon von

Palmbblätterbibliotheken gehört hätte, in denen vor mehreren Hundert Jahren das Leben von in der Gegenwart lebenden Menschen niedergeschrieben worden wäre. Er lächelte und blickte mich über die Gläser seiner Brille mit einer solchen Offenheit an, als sei ich ein alter Gast, den er erwartete. Wohl spiegeln die Augen eines Menschen etwas von dessen geistiger Persönlichkeit wider und hinterlassen einen ersten flüchtigen Eindruck. Doch die Begegnung unserer Blicke reichte weit darüber hinaus. Es war, als wenn zwei Menschen schon viel voneinander gehört hatten und sich dann durch eine Schicksalsfügung begegneten und sogleich erkannten. Noch während des Augenkontakts wurde ich gewahr, was für einen auffallend schlanken, scharf geschnittenen Kopf und welchen überaus konzentrierten und zugleich gelassenen Gesichtsausdruck dieser Mann hatte. »Du hast einen langen Weg hinter dir«, so lauteten seine ersten Worte. Sein Lächeln war dabei voller Nuancen. Ich wusste, dass ich angekommen war, seine Augen hatten zu mir gesprochen. Ich war emotional so überwältigt, dass ich ihm aus einer warmen Sympathie heraus die Hand entgegenstreckte. Er tat, als sähe er sie nicht. Er stand auf, faltete die Hände vors Gesicht, fing meinen Blick ein und neigte langsam Kopf und Hände, während er gleichzeitig die Begrüßungsformel »*Namasté*« aussprach. Ich folgte ihm darin. Ich hatte in diesem Moment das Gefühl, mich recht tölpelhaft zu verhalten, hatte ich ihm meine Hand wie einem Stammtischbruder entgegengehalten. »*Namasté*« – dieser Gruß ist in weiten Teilen Asiens verbreitet und vielleicht die formvollendetste Begrüßung zwischen Menschen, die sich begegnen.

Der ältere Mann trat durch das Tor, ich folgte ihm. Nach einem langen Durchgang erreichten wir einen großen Innenhof mit steinernen Säulen an allen Seiten, die den umlaufenden Balkon des zweiten Stockwerks trugen. Der

Hof war kühl und ruhig und schien im Schatten von drei riesigen Mangobäumen, deren Kronen noch bis über das Dach des Kolonialgebäudes hinausreichten, in einem Jahrhundertschlaf zu liegen. Dort, wo deren mächtige Wurzeln den gekachelten Boden des Innenhofs aufwarfen, hatten sich Schmarotzerpflanzen festgesetzt, die sich über die Jahrzehnte zu oberarmdicken Zöpfen verknotet hatten und, die Mangostämme umwindend, zum lichtspendenden Himmel emporwuchsen. Vom Nachbargrundstück wuchs ein riesiger Indischer Feigenbaum herüber, die Hindus verehren den Banyan, der ihren Tempelbauten Schatten gibt und sich ausbreitet, indem er Luftwurzeln zur Erde senkt. Ein kleiner Dschungel hatte sich in dem Innenhof breitgemacht, in dem das alte gemauerte Fundament und das Wurzelwerk längst als Symbiose ineinander verwoben waren. Wahrscheinlich erzählten sie sich die ewig gleichen Geschichten von der guten alten Zeit, als Haus und Hof noch von einem pulsierenden, der Zukunft zugewandten Leben erfüllt waren.

Wir betraten ein großes hohes Zimmer mit zwei türlosen Durchgängen zu anderen Räumlichkeiten. Die Wände hatten allesamt die Farbe von Weizen. Das Inventar glich einer Mischung aus Bibliothek, Archivatenkammer und einem Museum, das alte Stühle ausstellt. An der Decke drehten sich zwei Ventilatoren und verteilten jenen Geruch, den altes Gemäuer und feuchte Bücher oft an sich haben. Die Nase ist nun mal das intimste Organ der Erinnerung, sie bewahrt das Irrationale des Lebens im Gedächtnis wie kein anderes Sinnesorgan. Dies mochte auch der Grund gewesen sein, weshalb dieser Geruch plötzlich Bilder des Wäschespeichers jenes Hauses in mir wachrief, in dem ich aufgewachsen war. Es war der Wäschespeicher, dessen Mauern und Gebälk ich zu einem »Klettergarten« ausbaute, um zu jeder Stunde und bei jedem Wetter trainieren zu

können. Das waren alles Voraussetzungen, um später zur Nanga-Parbat-Expedition eingeladen zu werden.

Mister Banerjee Shastry, so hatte sich der Alte inzwischen vorgestellt, erzählte mir, seine Familie bewohne das Haus schon seit vielen Generationen. Einst hätten über zwei Dutzend Menschen unter diesem Dach gelebt, nun bewohne es nur noch er selbst zusammen mit zwei Bediensteten, einem Ehepaar. Diese beiden Menschen strichen durchs Haus wie Schatten und waren schweigsam und scheu. Sie gehörten zu diesem Anwesen wie das Moos, das auf dem Dach wuchs, und der Efeu, der sich um die Mangobäume schlang. Banerjee Shastry wiederum lehrte an der Universität und stellte die Bibliothek und die Räumlichkeiten im zweiten Stock seinen Studenten als Studierzimmer zur Verfügung.

Wir saßen uns in Korbsesseln gegenüber und schlürften stark gewürzten, übersüßten Tee aus Gläsern. Banerjee Shastry fragte mich nach meinen Reiseerfahrungen in seinem Land, und ich berichtete ihm, wie faszinierend und gleichzeitig fremd und wenig erklärbar vieles auf mich wirke. Aus allem, was ich vor dieser Asienreise erlebte, hätte ich mir Bilder machen können, die sich für mich zu einem Weltbild formen ließen. Hier aber füge sich nur wenig zusammen, alles sei offen für tausend Deutungen, von denen keine wahrscheinlicher sei als alle anderen. So käme ich mir oft vor wie ein Zuschauer eines Bühnenstücks, den zwar das Spiel überwältigt, der aber keinen Zugang zur Handlung findet. Ich könne die Dinge hinter den Dingen nicht erkennen.

Mein Gegenüber lächelte, sagte aber nichts weiter dazu. Er gab dem Bediensteten ein Zeichen, noch eine weitere Kanne Tee zu bringen. Bis das Getränk zubereitet und gebracht wurde, sprach keiner von uns; das Schweigen war wohltuend und von keiner hintergründigen Spannung

begleitet. Beim Anblick des Dieners, wie er uns den Tee einschenkte, hatte ich den Eindruck, in die Zeit zu fallen. Ich wollte gerade auf die Palmblätter zu sprechen kommen, die ich mir, ganz naiv, grün vorstellte, als Mr. Banerjee auf meine Schwierigkeit einging, Bilder seiner Heimat zu fassen. Natürlich kann ich seine Worte heute nur sinngemäß wiedergeben, doch ist mir ihre Aussage bis auf den heutigen Tag noch sehr lebhaft in Erinnerung.

»Das Selbstverständliche für die eine Kultur ist das Fremde für die andere. Du kommst aus einem Zivilisationskreis, in dem du bisher nur jene Erfahrung gemacht hast, dass alle Wirklichkeit einzig methodisch und über die fünf Sinne fassbar ist. Im Westen sucht ihr ständig nach Gründen, Zweckmäßigkeiten und Bezügen und bewegt euch zwischen den Extremen einer bloßen Kopfmäßigkeit und einer bloßen Willensmäßigkeit. Beharrliches, ja fast blindwütiges Erklären, Messen und Bewerten werden aber nur das Gegenteil des gewünschten Verstehens erreichen. So glaubt ihr zu bauen – und reißt doch immer nur neue Abgründe auf. Ein Fisch im weiten Ozean kann nur das ihn umgebende Wasser erkennen, aber nicht, was ein Ozean ist und dass dieser auch wieder nur einen kleinen Teil eines unendlich viel größeren Seins darstellt. Mach dir bewusst: Wer seine Weltsicht auf das Materielle reduziert, verschließt sich alle Fenster, durch die Dinge hinter den Dingen gesehen werden können. Hinter aller sichtbaren Wirklichkeit gibt es immer auch eine transzendente, eine sinngebende Wirklichkeit. Welche Wissenschaft erreicht mit ihrer zweckgerichteten Methode schon die transzendente Wirklichkeit? Das asiatische Denken kennt die strikte Zweiteilung zwischen Außen- und Innenwelt, zwischen Körper und Geist nicht. Solange du indische Lebensformen in Formeln zu erfassen versuchst, also die Überbetonung

des Rationalen nicht aufgibst, wird dir mein Land immer fremd und wenig einsichtig bleiben.«

In der Weise, wie er sprach, war er ganz er selbst, von beherrschter geistiger Kraft und von überzeugender, essenzieller Sicherheit erfüllt. In Märchen und Indianergeschichten sind weise Menschen stets alt. Vielleicht aber war dieser freundliche Gelehrte gar nicht wirklich alt, aber für mich als damals jungen Menschen von Anfang zwanzig bestand noch kein großer Unterschied zwischen vierzig und sechzig Lebensjahren. Zudem habe ich heute eine andere Differenzierung. Es entspringt keine Erkenntnis daraus, das Alter von Menschen mit Jahren zu messen.

Mit seiner ruhigen, gleichmäßigen Stimme erkundigte er sich nach meinen Geburtsdaten, dem Ort meiner Geburt, wann ich nach Indien gekommen sei und wann nach Tiruchirapalli. Dann erklärte er mir, er wolle sich kurz zurückziehen, ich könnte mich auch unterdessen in den Schatten des Mangobaums setzen oder in den Büchern seiner Bibliothek blättern, sein Diener würde mich dann zu ihm bringen. Es zog mich zur Bibliothek hin, denn ich kenne keinen Ort auf der Welt, an dem sich die Spuren, die Menschen hinterlassen, deutlicher zeigen als in Büchern. Auch war ich in Erwartung auf die bevorstehenden Aussagen der Schriften zu unruhig – und es bestand kein Zweifel, dass dies nun erfolgen sollte –, um auf einem Stuhl sitzen zu bleiben. In mir steckte die Nervosität eines Vater im Vorzimmer eines Kreißsaals.

Der Gedanke, mein Leben wäre vielleicht vor Jahrhunderten niedergeschrieben worden, war so absurd, dass ich nicht wusste, wie ich reagieren würde, wenn sich das doch bestätigen sollte. In diesem Fall würde jegliche Konstruktion des Verstandes von zwei Jahrzehnten unter mir wie eine Welle zerbrechen und damit auch die so mühsam

entwickelten Perspektiven. Zudem das, was einen sonst so selbstsicher durch den Alltag führt: Objekte, Erlebnisse, Gedanken, was man sieht und hört, um daraus eine Ordnung mit Richtungsweiser zusammenzufügen. Erleben wir doch unsere erfahrbare Welt immer nur in Zusammenhängen. Würde ich die Kraft aufbringen, einen so gänzlich unbetretenen Weg zu einem vollkommen neuen Horizont aufzunehmen, oder würde ich von der Soggewalt der Angst hinweggespült werden? Die Erwartungen nahmen immerhin den ganzen Spielraum ein, den die Fantasie möglich macht. Ich stand vor einem Grenzerlebnis, das es zu durchstehen oder zu verweigern galt. Einfach weggehen? Nein, das war mir nicht mehr möglich. Drängte mich nur meine Abenteuerlust oder aber ein anderes Wissen, an diesem Ort zu bleiben? Zuerst glaubte ich noch, in mir sei ausreichend logisches Denken, auf das ich mich verlassen könnte. Aber damit lag ich falsch, denn ich steckte schon zu tief in dieser Herausforderung, es war mir einfach nicht mehr möglich, vor dem, was hier auf mich zukommen würde, davonzulaufen und eine beliebig neue Begebenheit aufzunehmen. Der Geist war aus mir ausgebrochen wie ein Küken aus der Eierschale, da gab es kein Zurück mehr.

Von Beginn an, da ich den alten Mann in der Toreinfahrt sitzen sah, fühlte ich mich von einem überwältigenden Kraftstrom durchpulst – so als stünde ich am Einstieg einer schwierigen Wand, auf die ich mich lange vorbereitet hatte. Das alles kann nicht in einer Weise verstanden werden, indem man Zahlen in Reihen stellt und subtrahiert oder dividiert.

In der Bibliothek zu schmökern, lenkte mich etwas ab. Zwischen den Büchern standen immer wieder Gips- und Bronzefiguren von hinduistischen Göttern und Symbolen. Die drei Hauptgötter Shiva, Vishnu und Krischna. Daneben Brahma, der Schöpfergott, Shivas Ehefrau Kali und deren

Sohn Ganesha mit dem Elefantenkopf. Indra, der Götterkönig, und wie sie alle heißen.

Nach geraumer Zeit tauchte der Diener schließlich auf und führte mich ein Stockwerk höher in ein fensterloses Zimmer, dessen Grundfläche vielleicht fünf mal fünf Meter entsprach und an dessen vier Wandseiten – von der Türaussparung ausgenommen – bemalte und kunstvoll mit Einlegearbeiten verzierte Schrankregale bis zur Decke reichten. Im unteren Teil bestanden die Türfüllungen ganz aus Holz. Ab Hüfthöhe waren die Regale etwas nach hinten gerückt, sodass sich eine kleine Ablagefläche ergab, und die Türen aus Glas wurden eingefasst von kunstvollen Holzrahmen. An der Decke strahlten zwei Glühbirnen und hüllten den Raum in ein weiches Rot, die Farbe, die auch bei der Bemalung der Regale überwog. Hinter Vitrinen stapelten sich die alten Schriften, zum Schutz vor Licht und Staub in rote, samtene Tücher eingeschlagen. Und auch hier entdeckte ich Symbole und Figuren indischer Götter.

Auf dem mit Strohmatte ausgelegten Boden saß nach vorne gebeugt, wie ein mittelalterlicher Kopist, der alte Inder und las mit bewegten Lippen die antiken Sanskritschriftzeichen, geschrieben in einem nicht mehr existierenden Dialekt der Brahmanen. Jetzt wusste ich, dass über mich Schriften existierten. Ohne aufzusehen, machte er mir ein Zeichen, mich ihm gegenüberzusetzen. Zwischen uns war ein niedriges Tischchen mit einer gewebten Decke, auf ihr lagen die Schriftseiten. Es waren viele Dutzend Blätter von vielleicht fünf Zentimeter Breite und sechzig Zentimeter Länge. Ursprünglich hatten sie zwischen zwei dünnen hölzernen Deckeln gelagert, doch der obere Deckel war schon abgenommen und die Schrift lag offen. Ich habe nie wieder so schöne kunstvolle Zeichen wie diese gesehen, sie schienen so viel entkrampfter zu Papier gebracht worden zu sein als jene alten aus unserem Kulturkreis. Die Seiten

waren nach oben und unten bis zu den jeweils äußeren Rändern mit ihnen versehen. Der Bodendeckel hatte seitlich zur Mitte hin einen Rundstab eingelassen, auf ihm waren die Seiten aufgesteckt. Das überraschend dünne, aber steife und teilweise etwas brüchige Papier brachte ich nur wenig mit Palmblättern in Verbindung, es hätte für mich auch Pergament sein können.

Banerjee Shastrys Lippen zuckten, als zermahlte er den Kern einer Nuss. Ich saß wie versteinert da, achtete auf jede Regung in seinem Gesicht, und die Spannung in mir wuchs bis zur Unerträglichkeit. Die Frage war quälend: Welche Aussagen mochten diese Schriften beinhalten, die ein spiritueller Meister über mein Leben angeblich aufgezeichnet haben soll? Wie mir Banerjee Shastry später erzählte, wurden die Aufzeichnungen über mich vor über fünfhundert Jahren zu Papier gebracht. Es gibt viele verschiedene Arten davon, manche reichen bis zu zwölf Jahrhunderte zurück, und nicht immer steht ein spiritueller Meister dahinter, wie es bei mir der Fall war, so wurde es mir erklärt. Und die Palmblätterbibliotheken selbst würden von Familie zu Familie weitergereicht werden. Ich fragte nicht weiter nach, wie das geschah. Wahrscheinlich lässt es sich nach so vielen Jahrhunderten auch kaum nachvollziehen. Ich schätzte, die Schriften wurden ursprünglich in Tempeln hinterlegt, dort gab es Schriftgelehrte, die sie vermutlich sicher aufhoben.

Endlich hob der alte Mann den Kopf, rieb die Finger ineinander und fing zu sprechen an: von meinen Eltern, der Schwester, meiner Umwelt, den Wechselbeziehungen dieser Gegebenheiten zueinander. Das war unverkennbar ich, was ich da hörte, mit jeder Faser. Es war, als wenn der alte Gelehrte Zugang zu einer Datenbank über mich hatte. Ich war bestürzt, ja geschockt. Ein schwankender Raum war während seiner Worte um mich entstanden. Mein Herz

schlug wie das Herz eines gefangenen Vogels in der hohlen Hand seines Häschers. Unwillkürlich drückte ich mir die Fingernägel in die Handballen, um zu spüren, ob ich wach sei oder träumte. Ich muss dabei so dumm geschaut haben wie Narziss bei der ersten Wahrnehmung seines Spiegelbilds. Mein Gegenüber schien das bemerkt zu haben: Er war auf einmal verstummt. Ich schaute ihn verwirrt an – und glaubte in seinen Zügen eine Art »Feinspür-Ebene« mir gegenüber zu erkennen, und so hatte ich auch nicht das Gefühl, meinen Blick von ihm abwenden zu müssen. Er ließ mir Zeit. Die Vernunft griff in dieser Mentalebene nicht mehr. Langsam fasste ich mich. Während er sich wieder den Schriften zuwandte, machte ich Gedankenspiele, um mir selbst zu bestätigen, kein Opfer von Suggestionen geworden zu sein, dass der alte Mann und ich durch keinen Rückkopplungsprozess – wie das Lesen von Gedanken oder andere magische Beeinflussungen – miteinander vernetzt waren. Dagegen sprach: Was er aus diesen Schriften las, waren nicht bloße Aufzählungen, die ich in dem Bann selbst hätte produziert haben können, da waren Zusammenhänge aufgeführt, die ich nicht hätte durchschaut haben können. Jede der Aussagen aus diesen geheimen Schrifttafeln traf mich mit einer derartigen Überzeugungskraft, dass kurzzeitig kein Zweifel mehr für mich bestand. Doch die Vernunft kämpfte um ihr Bestehen, sodass ich mich schon wieder nach dem Palmström-Prinzip von Christian Morgenstern dagegen aufzulehnen begann, »dass nicht sein kann, was nicht sein darf«. Ich wusste nicht, durch welche Pforte ich hier ging, konnte das einfach alles nicht begreifen, weil sich in meinem Hirn noch keine Schaltstellen dafür befanden. Mein Koordinatensystem, in dem ich mich über die Jahre gemütlich eingerichtet hatte, mit Urteilen und Vorurteilen, war zu diesem Zeitpunkt bereits zerrissen. Wie ein aufgerollter Teppich sein unverwechselbares Muster

entfaltet, so wurde mein Leben aufgerollt, und ich sollte in der Folge noch viel betroffener werden, als Mister Banerjee von den tödlichen Unfällen zu sprechen begann: von Horst Dossler und dessen Tod an der Kampenwand, von dem Tod von Karl Philip, von meinem eigenen Überleben in der Predigtstuhl-Westwand, von dem tiefen emotionalen Fall danach. All das war schon vor über fünfhundert Jahren zu Papier gebracht worden! Wellen der Fassungslosigkeit fluteten immer wieder durch meine Nerven. Während Banerjee Shastry mir aus den Schriften übersetzte, unterbrach er sich immer wieder und schaute mich über seine Brillengläser hinweg an. Er zeigte mir dadurch, dass er nicht nur las und übersetzte, sondern mich auch fühlend zu verstehen suchte. Mir war, als sei ich aus der Welt gefallen. Diese Erfahrung drohte die Autonomie des Ichs aufzuheben, meines Ich. Wieder fragte ich mich, durch welche Pforte ich hier eigentlich ging. Alle meine je zuvor gedachten Gedankengänge und Überlegungen und Weltvorstellungen fielen wie ein Kartenhaus zusammen, alles Grundgefühl war einfach weg. Eine Seifenblase, die zerplatzte. Wenn diese Basis nicht mehr da ist, werden die Dinge in der Welt unverständlich und unheimlich - und ich stand jetzt genau in diesem Vakuum. Dabei hatten all diese Gefühle absolut nichts mit einer Schwere zu tun, denn irgendwie fühlte ich mich gleichzeitig geleitet und geschützt, so ritten mich auch keine wirklichen Zweifel an einem Sinn dahinter, doch fehlte es mir an jeglichen Anhaltspunkten zur Neuorientierung. Mit anderen Worten: Mein Leben brach auseinander, doch ich wusste gleichzeitig, dass es sich auch wieder neu aufrichten ließ. Damals, nach dem Tod meines Freundes Karl Philip, war ich an mir selbst fast zerbrochen, jetzt aber war nur mein Weltbild zerbrochen.

Als mir auf dieser Gratwanderung des Verständlichen das einstige Unglück am Predigtstuhl aus den Schriften

übersetzt wurde – wobei die Umstände des Todes nicht beschrieben wurden, nur der Tod selbst festgehalten war; dafür aber waren meine emotionalen Verstrickungen sehr detailliert wiedergegeben –, verursachte das Chaos sich überlappenden Gedanken dann doch eine solche Desorientierung in mir, dass ich kurz vor einem emotionalen Absturz stand. Nichts, aber auch gar nichts hatte mich vorbereitet auf diese Empfindungen. Das alles hatte für mich etwas von der Gewalt, den Abgründen von Naturelementen: als stürze vor meinen Augen ein Bergmassiv in sich zusammen und ich stehe, zu keiner Bewegung fähig, davor.

Immer noch gefangen im undurchdringlichen Dickicht des psychischen Seins, gefangen von Raum und Zeit – weil das Hirn immer noch denken will –, sagte ich zu mir selbst: »Das kann nicht sein, wach auf, das ist nichts als ein Traum, ein Spiegel deiner selbst, den deine rege Fantasie dir vorhält.« Ich fuhr mir mit beiden Händen über das Gesicht, zog die Augenfalten weit nach unten, zwickte mich in die Haut, befühlte das Kissen, auf dem ich saß. Doch nichts veränderte sich! Ich war wach, wie ich vielleicht noch nie wach gewesen war. Ich hörte nicht nur mit den Ohren, ich hörte mit allen Sinnen, mit den Poren der Haut, jede Silbe meines Gegenübers sprach meine Seele in direkter Weise an. Noch nie trafen mich Worte in solcher Tiefe, dabei war mir nichts neu davon, sie waren nicht mehr als der genaue Widerhall meines Lebens. Schließlich stieß ich kurzatmig hervor: »Aber das kann doch alles nicht sein, das ist einfach nicht möglich!«

Diese Erfahrung sollte mein Leben nachhaltig verändern.

Tod an der Wand – eine Herausforderung für das Leben

Dieses Erlebnis mit der Palmblattbibliothek ist bis heute nie in Verklärung übergegangen. Ich bin dadurch weder ein weiser Mensch geworden, noch hat sich unter meinen Sohlen ein Luftpolster gebildet, doch meine Ansicht gegenüber dem Dasein hat sich geändert, so bin ich ziemlich frei von Lebens- und Todesängsten, und ich sehe hinter allen Begebenheiten, wie immer diese ausschauen, Erfahrungen. Ein Beispiel: Vor drei Jahrzehnten saßen meine damalige Lebenspartnerin und ich ein paar Monate in Trinidad im Gefängnis. Wir durchlebten eine neuzeitliche Folter, an der meine Freundin fast gestorben wäre. Sie kam ins Krankenhaus und ich teilte eine Zelle von zwei auf zwei Meter mit sechs Gewaltverbrechern und Mördern, dabei gab es nur drei Betten, eines davon war ein Stockbett. Zwischen den Betten stand ein offener Eimer für die Notdurft, der morgens geleert wurde. Gegessen wurde auf den Knien oder stehend. Es hätte einer schon ein ausgesprochener Masochist sein müssen, daraus etwas Positives abzuleiten – und doch war ich ganz von dem bejahenden Gefühl erfüllt, dass ich das alles erleben darf. Ich kam mir vor wie ein außenstehender Zuschauer, der fasziniert diese Details aus den Niederungen des Lebens in sich aufzog. In mir stieg immer wieder der Gedanke auf: Dass ich das erleben darf! Meine Freundin hat diese Erfahrung fürs Leben gezeichnet,

sie ist noch heute allen Menschen gegenüber voller Misstrauen. Noch jetzt macht sie mir den Vorwurf, ich hätte nach unserer Befreiung euphorisch von dem Erlebnis gesprochen.

Doch durch diese Erfahrung in Indien bin ich davon überzeugt, dass auch Buchstaben, die sich zu Worten zusammensetzen, ihr soziales Umfeld und Leben haben, den Menschen darin gleich. Sie belehren, unterhalten, erotisieren, präsentieren oder ruhen ungelesen in einem Regal, und in jedem Fall sind sie unsere wichtigen Sendboten, wenn wir etwas von uns mitzuteilen haben.

Es gibt einen alten Spruch: »Gott schuf die Menschen, weil er Geschichten liebt.« Jeder Mensch hat eine Lebensgeschichte, die zu erzählen wäre. Wie viele Erlebnisse würden wie Schnee in der warmen Hand zergehen, wenn es keine Buchstaben gäbe, die sie festhalten könnten? Vielleicht sind die zahllosen Flüsse, die sich täglich in große Ozeane verlieren, alles zerronnene Geschichten? Das Gehirn schöpft wie ein ewig kreisendes Rad immer neue Gedanken und formt damit auch neue Lebenserzählungen. Ohne sie verlören wir die Atemluft unseres Geistes.

Zu meiner Geschichte zählt, dass ich das Abenteuer liebe, bevorzugt in den Bergen mit Aufstiegen, bei denen ich mich gefordert fühle. Wer ein Leben lang Herausforderungen mit Gelassenheit und Freude annimmt, dem ist diese Prägung offenbar schon in die Wiege gelegt worden.

Seit von Bergsport gesprochen werden kann, hat dieser verschiedene Entwicklungen durchgemacht, in denen sich jeweils der Wandel des Zeitgeistes spiegelt: Die ersten Bergsteiger waren meist englische Adelige. Sie hatten keinen täglichen Überlebenskampf zu führen, sie waren wohlhabend, besaßen alles, waren Entdecker-, Forscher- und Abenteuerertypen. Doch es fehlte ihnen an Anreizen, und so

suchten sie sich diese in der Auseinandersetzung mit der Natur. Das zeigt einerseits, dass Bergsteigen im Grunde eine Form von Dekadenz ist, man sucht die Gefahr als Zeitvertreib. Andererseits gibt ein normaler Lebenslauf uns oft nicht die Chance, über uns selbst hinauszuwachsen.

Dieser Pionierzeit folgte das Kampfbergsteigen, geprägt durch das sich ausweitende nationalistische Denken in Europa. Der Gipfelsieg gehörte der Nation, der Berg wurde zum Gegner, den es im Kampf zu besiegen galt – das war keine Erfindung des Dritten Reichs, das betraf alle Länder Europas. Die Terminologie glich dementsprechend oft der eines Feldzugs. Da wurde erstürmt, erobert, bezwungen, niedergerungen, man hat einen triumphierenden Sieg davongetragen oder war an dem Widerstand des Berges gescheitert. Im schweizerischitalienischen Bergell, auf dem Weg zur Tschervahütte, findet sich das Gedenkmarterl eines Bergsteigers aus dieser militärisch geprägten Epoche, der noch vor dem Gipfelsieg »Zu höheren Diensten abberufen« wurde. Irgendwie wurde in dieser Zeit vielfach übersehen, dass der Berg bei diesem ungleichen Duell nie besiegt, geschweige denn umkommen kann.

Als nach dem Zweiten Weltkrieg große Teile Europas in Schutt und Asche lagen, zog die romantische Sehnsucht nach einer heilen Welt viele Menschen in die Berge und ins Hochgebirge. Die Berge wurden anfangs in Filmen und Berichten oft so verklärt dargestellt, dass sie vierundzwanzig Stunden im Abendlicht glühen durften. Gleichzeitig wurde der Bergtod romantisiert, und man hat ihn dadurch übermächtig werden lassen. Das war eine Gegenbewegung zum vorausgegangenen Heroismus. Wie so oft schlug das Pendel ins andere Extrem aus, blieb aber immer auf der gleichen Achse.

Als ich meinen Weg in die Berge fand, war die Zeit, als die Welt sich sehr alt und traurig fühlte, schon längst vorüber,

und es hatte sich eine gemäßigte realistischere Einstellung durchgesetzt. Ich würde diese Zeit »Öffnung zum echten Naturerlebnis« nennen. Es war eine Hinwendung zur Verinnerlichung. Gesellschaftlich war dies die Umbruchszeit der späten Sechziger- und der Siebzigerjahre. Nie ging ich in die Berge, weil ich sie um des Kampfes willen liebte, sie ziehen mich an, weil sie seit der Kindheit den größten Raum meines Gefühlslebens einnehmen, mein Universum sind, in dem sich meine gedanklichen wie meine realen Reisen abspielen, und ich mich in ihnen selbst finden kann. Oft habe ich in den Bergen eine nirgendwo sonst erlebte Freiheit erfahren und auch Antworten auf Lebensfragen erhalten, Antworten etwa auf den Tod.

Heute erleben wir die Phase des kommerziellen Bergsteigens, in der die Gipfel teilweise zu Schauplätzen von Zirkusauftritten mit Flutlicht verkommen sind. Bergsteiger sind Profis, die keinen Schritt vor die Tür machen, bevor sie nicht Vortragsreisen organisiert, sich die Fernseh-, Zeitungs- und Buchrechte gesichert haben und wie Formel-1-Boliden mit Werbung zugespflastert sind. Kamerateams begleiten sie auf Schritt und Tritt. Selbst Tonbänder schleppen sie auf den Mount Everest, um von dort oben der Welt ihre »Heilsbotschaft« zu verkünden. Die Protagonisten dieser Couleur sind oft jene, die die schärfste Kritik an allem üben, wenn die erbrachte Leistung nicht die ihre ist. Auch hier zeigt sich der Zeitgeist. Der Materialismus hat auf der Börse des Lebens eine ungeahnte Hausse, der ideelle Wert einer Sache wird fast nicht mehr gehandelt. Die Menschen rennen nach Besitz, Genuss und dem großen Kick. Bei manchen dieser Koryphäen kommt das Gefühl auf, nur in der Nähe zum Tod fühlten sie sich noch lebendig. Bei vorangekündigten Begehungen warten schon Millionen von Menschen spannungsvoll darauf, ob es ihn diesmal »dabröselt« oder nicht.

So hat wohl jede Zeit ihre verführerischen Irrlichter. Doch eines haben alle Bergsteigergenerationen gemeinsam: Nicht der Berg ist Geschichte, sondern die Menschen und ihre Taten.

Ich will hier aber nicht aus ruhiger gewordenen Gewässern von vergangenen Wirbeln im Strom der Zeit berichten. Ich hoffe, nie in eine Lebensphase zu kommen, wo alte Erinnerungen neue Erlebnisse überdecken. Aber es ist doch so, dass ich heute viel tiefer in so manchen Erlebnissen früherer Zeit schürfen kann, als ich es seinerzeit zu erfassen vermochte, denn in der Jugend fehlte mir oft die Fähigkeit der sofortigen Bewertung durch Vergleiche, die für eine objektive Einschätzung zur Verfügung stehen müssen. Auch lassen sich nur im Rückblick einstige scheinbare Gegensätze als Pole einer Einheit erkennen.

Doch wie auch sonst im Leben, so verbindet sich manchmal die Liebe zu den Bergen mit Trauer und großem, sogar übermächtigem Leid. Dies führt mich zu dem Erlebnis, das in jungen Jahren mein Leben so einschneidend prägte und mich letztlich veranlasste, dieses Buch zu schreiben. Dabei soll es um mehr gehen als um dramatische Erlebnisbeschreibungen: Ich will davon berichten, wie ein erbarmungsloser Tod vor meinen Augen nach Berggefährten griff und in welche Zweifel mich eine Serie schicksalhafter Begebenheiten, die ich als Jugendlicher und stets Überlebender erfuhr, stürzte. Zweifel von einer unauslotbaren Tiefe, aus der ich nur deshalb zum Leben und der Freude an ihm wieder emportauchte, weil ich mich ehrlich und ganz der Auseinandersetzung mit dem Tod stellte. Diese Nähe zum Tod wurde für mich dann auch zu einem besonders starken Impuls, mich dem Leben ganz zu öffnen und allem mit wachem Bewusstsein zu begegnen. Jene Abschnitte, in denen sich die Vergangenheit so

uneingeladen in die Gegenwart drängte, umfassen den Zeitraum meiner Erzählung.

Wer zum Extrembergsteiger wird, der weiß von der Herausforderung, dass die objektiven Gefahren um vieles höher liegen, als wenn er sich auf einem Golfplatz bewegen würde. Es kommt darauf an, den Gedanken an den Tod gewissermaßen in den Kreis des Lebens einzuschließen, dabei aber einen noch verbleibenden Spielraum zu erkennen. Wer die Jahre als risikofreudiger Bergsteiger überlebt hat, der besitzt durch die Intensität der Erfahrungen, wenn er sie verarbeitet und verinnerlicht hat, eine unverlierbare Lebensbereicherung, ja vielleicht hat er sogar für sich selbst eine gewisse Erfüllung gefunden. Ich will aber kein Buch über den Tod schreiben, sondern betont vom Leben sprechen, zu dessen Sinn jedoch sein Widerpart gehört.

Mein Erlebnis mit Karl Philip, das ich im Folgenden als Erstes schildere und das in der Palmblattbibliothek aufgezeichnet war, ist alles andere als ein Glanzlicht der Erinnerung. Jenes Geschehen bohrte sich so tief ins Gedächtnis wie Haken in eine Felswand. Es ist mir noch immer ganz gegenwärtig, und zwar mit einem leise anhaltenden Vibrieren der Sinne, und Karls verzweifelte Rufe klingen mir noch heute im Ohr, vor allem aber in der Seele nach.

Rebellentum am Predigtstuhl

*Die einen haben Angst vor dem Tod,
die anderen vor dem Leben.
Andere wiederum laden sich eine Schuld auf,
berechtigt oder unberechtigt.
Wer sich mit diesen Ängsten nicht aussöhnt, der begegnet
auf Schritt und Tritt deren unheimlicher Macht.*

Erst zwei Klettertouren hatten wir gemeinsam im Herbst 1964 gemacht, aber schnell wuchs dabei das gegenseitige Vertrauen. Karl Philip beeindruckte mich auf diesen Unternehmungen durch seine Unbeirrbarkeit, die leise daherkam und von Dauer war. Ich war der draufgängerische, bessere, ja besessene Kletterer, der noch vor einer Besteigung schon das nächste Ziel im Kopf hatte. Meine Gedanken waren sprunghaft und liefen diagonal. Karl, der Weisere, war mit dem Wissen beladen, dass das Leben eine zerbrechliche Flüchtigkeit sei, sein Denken war besonnen und linear. Für ihn bestand eine Tour aus einem ausgearbeiteten Entwurf und fest gegliederten Abschnitten, so wie er das als Elektroingenieur auch kannte. Ich dagegen suchte zunächst die Herausforderung und fühlte mich jeder Situation gewachsen: Welt, was kannst du mir bieten? Dabei spielte fraglos auch das Alter eine Rolle: Karl war sechsundzwanzig und damit zehn Jahre älter als ich. Was

uns so stark verband, war wohl das Gefühl, dass wir uns ganz aufeinander verlassen konnten - und unbewusst vielleicht auch, dass wir uns ergänzten. Für ihn verkörperte ich vielleicht jenen Menschen, der mit seinem Rebellentum bereit war, alle fesselnden Ketten zu sprengen. Er dagegen litt vermutlich unter der selbst errichteten Schutzmauer, hinter der ihn oft so wenig Sonnenlicht erreichte.

Doch eigentlich muss ich sagen, dass ich ihn im Grunde nicht wirklich kannte, und noch heute scheitert jeder Versuch, mir von ihm ein Bild zu machen. Über eines aber bin ich mir sicher: Von seiner Liebe zu den Bergen war er durchdrungen bis ins Innerste, all seine Leidenschaft gehörte dabei dem Klettern. Nur in den Bergen schien er vom Glück beseelt, sonst war er eher in sich gekehrt und eine Spur schwermütig. Karl war Tscheche, ein Verfolgter, er hatte mehrere Jahre im Gefängnis gesessen, Folter ausgehalten, weil er sich politisch exponiert hatte. Sein Leben wäre einfacher gewesen, hätte er sich nicht einer studentischen Untergrundorganisation für Reformen und gegen das von russischen Kommunisten diktierte Regime eingesetzt. Mut ist eben vor allem eine moralische Eigenschaft, weniger eine physische, wie sie uns heute Sportler vorleben. Er musste Schreckliches durchgemacht haben. Im Gegensatz zu mir hatte Karl schon tief in den Abgrund der Welt geblickt, war genötigt, die raue Wirklichkeit von der Komödie des Lebens zu trennen. Erst ein Jahr zuvor war er dem Purgatorium der Angst entflohen und nach Kufstein gekommen, damit er seinen geliebten Bergen nahe sein konnte.

Es war nicht einfach, Karl dazu zu bewegen, von seiner Zeit in der Tschechoslowakei zu sprechen. Einerseits bewahrte er nicht viel an der Oberfläche, andererseits, wenn er im Bergwerk der Seele schürfte, gewährte er Außenstehenden nicht gern Einblick. Und wenn er etwas von

seinem Leid preisgab, dann verriet seine Ausdrucksweise einen sehr nachdenklichen, betont ruhigen, selbstbeherrschten Menschen; er war eine Spur schüchtern, ein Träumer. Nie brach aus ihm ein euphorisches Anfluten von Hochstimmung hervor. Aus seinen hageren Gesichtszügen sprach die Gleichzeitigkeit des Lebens: Güte und Zynismus, Zorn und Ironie, Verletzlichkeit und Humor, Selbstgewissheit und Selbstzweifel. Eine Traurigkeit, ja eine schöne, melancholische Traurigkeit war in seinem Blick, eine Sehnsucht, die in einem anderen Menschen Mitgefühl wachrief. Vielleicht war er mal ein glücklicher Mensch gewesen, doch die brachialen Methoden des Regimes, die man bei ihm angewendet hatte, ließen in ihm das Feuer erlöschen, wie es in allen Lebewesen das Feuer erlöscht hätte. Und doch hatte er sich eine trotzig Liebe zum Leben erhalten. Es waren wohl die Berge, die ihm zu einem inneren Gelände wurden. So sind also die Gründe weit gefächert, weshalb man Bergsteiger wird. Es gibt und kann keine allgemeingültige Erklärung dafür geben. Dies unterstreicht die vielschichtige Natur des Konstrukts Mensch - und das ist gut so.

Ich wiederum genoss seit jeher alle Freiheiten, hatte ein festes Zuhause, viele Freunde und verdiente mir seit meinem sechsten Lebensjahr auf vielfältigste Weisen ein gutes Taschengeld, das ich stolz in die Familienkasse einbrachte. Den an einer Schnur umgehängten Hausschlüssel betrachtete ich eher als Privileg von Freiheit, und so fühlte ich mich auch nie wie ein »armes Kind der Straße«. Ich wusste, wie hart die Mutter für das Überleben unserer kleinen Familie arbeitete und dass sie das alles für meine Schwester und mich tat. Eher war ich ein Kind der Bäume, auf ihnen verbrachte ich Stunden und Stunden und machte auf ihnen oft auch meine Schulaufgaben. Als ich Karl kennenlernte, war ich gerade dabei, alles von Friedrich

Nietzsche, Arthur Schopenhauer, Hermann Hesse und Thomas Mann immer schön durcheinander zu lesen. Von einer politischen Erschütterung war ich persönlich noch nicht berührt worden, das spielte sich irgendwo anders ab.

Österreich, Tirol, das Bergmassiv des Wilden Kaisers, Steinerne Rinne – unser Ziel ist die erste Winterbegehung der Predigtstuhl-Westwand, über die »Direttissima«-Route. Auf einer ebenen, vom Steinschlag geschützten Schneefläche richten wir uns für die Nacht her. Der Berg beugt sich als Schatten über unseren Biwakplatz – und der bringt die Kälte mit sich. Wir haben keine Bodenunterlagen, zu dieser Zeit gibt es nur schwere Badeluftmatratzen, die vom Gewicht her nicht für die Berge geeignet sind. Als Bodenisolierung legen wir die Bergseile, sonstige Kletterausrüstung und die Rucksäcke im Innern des Biwaksacks aus, den man sich als einen großen Frischhaltebeutel aus Perlon vorstellen muss. Danach schlüpfen wir in die Schlafsäcke. Duldend nehmen wir als Schutz gegen die Bodenkälte die unzähligen Druckstellen in Kauf, an viel Schlaf ist gewöhnlich sowieso nicht zu denken. Aber die Nacht ist lang, vierzehn Stunden.

Mit dem Esbitkocher schmelzen wir Schnee, und als wir ausreichend lauwarmes Wasser haben, geben wir Suppenwürfel und Spaghetti hinein. All das Hantieren ist mehr als nur umständlich, mit den dicken Walkfäustlingen an den Händen. Das Abendessen gelingt nur unzureichend. Eine kleieartige Schicht klebt am Boden, doch der mit Löffeln durchpflügte Topf ist schließlich schneller leer, als das Auge wahrhaben will. Eine weitere Schneeschmelze ist gleichzeitig Spülwasser und Durstlöcher.

Und so liegen wir jetzt dick eingemummelt in den Schlafsäcken, nur ein winziger Gesichtsausschnitt spitzt hervor, und mit jedem Ausatmen entsteigt unseren Mündern

eine dicke Atemfahne, die am Biwaksack Eis hinterlässt. Wir sprechen zuerst über die bevorstehende Tour. Mit dem ersten Licht wollen wir aufstehen, auf die Sonne können wir nicht warten, sie wird uns erst spät in der Wand erreichen. Und wir wollen in einem Tag durchkommen, also ohne Biwak. Die Ausrüstung ist schon sortiert, nochmals gehen wir sie im Kopf durch. Dann überlassen wir uns einem langen Schweigen. Die Nacht zieht herauf. Die ersten Sterne weben den Himmel ein, die einen unbeweglich, die anderen in weite Räume hinausschweifend - und wieder andere bewegen sich in ihren engen Bahnen. Die Felswände werden zu Schatten, mit zäher schwarzer Tusche ausgezogen. Es kündigt sich eine frostige Nacht an, doch der kommende Tag wird ein guter werden. Vielleicht ist es die Einsamkeit unserer beider Seelen inmitten dieses Kältemeers, die Karl die Gefühlsschleusen öffnen und über die Zeit seiner politischen Verfolgung sprechen lässt. Zuerst zögernd, mit mürber Stimme, dann aber doch Tempo gewinnend. Es ist spürbar, wie schwer es ihm fällt, in den Raum hinauszutreten, den Kokon zu verlassen, in den er sich schützend vor der Welt verpuppt. Ganz so wie zunehmendes Licht die Dunkelheit auflöst, musste Karls Seelennebel erst langsam von Vertrauenswärme aufgesogen werden, bis seine Worte sich jetzt zu fließenden Bildern formen. Bilder, denen eine delirante Wehmut innewohnt. Er erzählt mir von seiner Jugend, den Eltern, der Schulzeit. Dann von den politischen Veränderungen, von verpatzten Möglichkeiten und verschmerzten Gefühlen. Im Gefängnis die Schreie der anderen, Scheinerschießungen. Wieder frei, erfährt er die Stille des gesellschaftlichen Gefängnisses, in dem man als politisch Geächteter lebt. Und immer diese Angst, auf Schritt und Tritt diese Angst. Nur der Glaube an Flucht und die ersehnten Berge hielten ihn am Leben. Freiheit - den Durst nach ihr will er stillen, neben dem nach Liebe der